



Institut zur Erforschung von Evangelisation  
und Gemeindeentwicklung

der Theologischen Fakultät Greifswald

---

## Wachsende Gemeinde in nach-kirchlicher Zeit

**Willow-Creek-Kongress in Braunschweig:  
“Evangelisation mit Zuversicht“**

**11.11.2005**

**Vorgabe von WCCC: Goal: Guests will be encouraged to try again, even after disappointments, and they will know better, what works well and why some strategies have to fail.**

### Einleitung

Auf dem Büffet der Cafeteria stand eine große Schale mit großen roten, saftigen Äpfeln. Die Cafeteria gehörte zu einer katholischen Schule und die Nonne hatte ein Schild an die Schale gestellt; darauf stand: Bitte nimm nur einen Apfel und denk daran: Gott schaut zu. Auf der anderen Seite des Büffets stand ein zweiter Teller mit frischgebackenen Chocolate Chip Cookies, die waren noch warm vom Backen. Auch da fand sich bald ein Schild, aber in einer kackeligen Kinderschrift: Nimm so viele, wie du willst, Gott passt gerade auf die Äpfel auf. Kindermund tut Weisheit kund. Gott ist gerade beschäftigt; er muss so sehr ein Auge auf die Äpfel haben, dass er sich leider nicht um die Cookies kümmern kann. Schade!

Ist es das, was wir manchmal fühlen: Gott ist leider zurzeit an anderer Stelle gefordert. Er kümmert sich darum, dass in China Menschen zum Glauben finden und diese gepeinigte Kirche wächst und wächst. Er ist damit beschäftigt, in Zentraltansania Mission so erfolgreich zu betreiben, dass die Politiker sagen: Bitte mehr, mehr Mission, es verändert die Menschen und die Verhältnisse zum Guten. Wo Ihr hinkommt, da wird es besser. Und er hat alle Hände voll zu tun, dass Gemeinden wie Willow Creek ein leuchtendes Bild davon sind, wie Gemeinde auch sein kann. Gott ist beschäftigt, nur bei uns nicht?

Das ist das Thema, und ich gebe zu, es ist ein bisschen rau für den frühen Freitagmorgen. Aber ich möchte nicht mit dem rauen Klima für den christlichen Glauben in Deutschland beginnen. Ich möchte etwas anderes tun: Ich beginne mit der Vision, dem Traum von der wach-

senden Gemeinde: Die Vision neu ergreifen. Dann spreche ich, aber nur so lange wie nötig, darüber, *warum* es bei uns so schwierig ist: Mit Enttäuschungen leben. Und am Ende will ich ein Hinweisse geben, wie Schritte zur Erneuerung der Gemeinde aussehen können: Zielorientierte Schritte wagen. Das haben Sie nun davon, ein deutscher Referent, und schon gibt es einen Vortrag mit drei Punkten!

## I. Die Vision neu ergreifen

Ich weiß nicht, ob Sie auch vor dem Fernseher gesessen haben, als in Dresden die Frauenkirche wieder eingeweiht wurde: die Frauenkirche, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs zerstört, ein Symbol für Krieg und Zerstörung. Aber jetzt ist sie ein Symbol für Hoffnung und Versöhnung. Es waren einzelne Menschen, noch vor der Wende, die den Traum vom Wiederaufbau dieser großartigen Kirche träumten. Man hat sie für verrückt erklärt. Wo sollten 180 Millionen Euro herkommen? Wer sollte den Mut und die Ausdauer aufbringen, dieses gewaltige Werk zu vollenden? Der Dramatiker Gerhard Hauptmann hatte 1945 schon gesagt: „Wer das Weinen verlernt hat, hat es beim Untergang Dresdens wieder erlernt.“

Aber die Frauenkirche steht. In ihr sind die alten Steine verbaut, dunkel wie Narben ragen sie hervor. Aber die Frauenkirche steht. Der Baumeister Eberhard Burger hat immer wieder betont: Es ist ein Haus zur Ehre Gottes, ein Haus für Gottesdienste. Die Frauenkirche, zuerst nur ein waghalsiger Traum, steht – für jeden sichtbar, mitten in Dresden. Und Bundespräsident Köhler hat das Wort Gerhard Hauptmanns weiterentwickelt: „Wer das Weinen verlernt hatte, hat es 1945 wieder erlernt. Aber wer die Zuversicht verloren hat, der gewinnt sie wieder beim Anblick der wiedererstandenen Frauenkirche.“

Wir müssen etwas genauer hinschauen: Bei der Enttrümmerung des Geländes 1993 gab es einen bewegenden Moment. Man fand und barg das alte Kuppelkreuz der Frauenkirche. Es war demoliert, verbeult, gezeichnet – aber nicht zerstört. Es kam aus den Trümmern heraus – und war doch immer noch das Zeichen des Gekreuzigten und Auferstandenen. Wir könnten uns in aller Freude böse irren, wenn wir unsere Zuversicht an der falschen Stelle festmachen. Es ist Jesus, der nicht kaputt zu kriegen ist. Es ist der Gekreuzigte, der mit seiner Gemeinde auch durch diese Zeiten hindurch geht. Es ist der Auferstandene, der am Ende siegt. Darum geht es hier und heute. Es macht Sinn, von einer wachsenden Gemeinde zu träumen, die sich – vielleicht aus Schutt und Trümmern – neu erhebt. Es macht Sinn, den Traum von einer lebendigen Gemeinde nicht aufzugeben, dafür zu beten und zu arbeiten, unser bisschen Geld einzusetzen und unsere Kraft zu investieren. Weil der Gekreuzigte lebt, gibt es kein Umsonst in seinem Dienst. Das wusste schon Paulus: Es ist nicht umsonst, es frustriert nicht, was wir mit dem Auferstandenen und für ihn tun.

Wir müssen uns die Sache mit der Vision aber noch etwas genauer anschauen: Was ist eine Vision, und was könnte unsere Vision sein?

Ich bleibe noch einen Moment bei der Frauenkirche. Die Vision geht aus von dem, was ist, aber bleibt nicht dabei stehen. Sie geht weiter zu dem, was sein könnte, und dann macht sie sich geduldig an die Arbeit, bis das wirklich ist, was noch nicht ist. Um diese vier Schritte geht es: Sehen – träumen – planen – arbeiten. Wenn wir nicht sehen, wo wir sind, träumen wir vielleicht Illusionen hinterher. Wenn wir nicht träumen, erdrückt uns, was ist. Wenn wir nicht planen und arbeiten, dann verträumen wir unser Leben, anstatt unseren Traum zu leben. Aber der gekreuzigte Jesus lebt, darum macht es Sinn zu sehen, zu träumen, zu planen und zu arbeiten.

Wer so träumt, der wird eben nicht mehr von der Wirklichkeit erdrückt. Wir erleben zurzeit in unseren Kirchen auch einen Traumnotstand. Die schlimmen Zahlen drücken uns nieder. Aber was zieht uns wieder nach oben? Viele wagen es ja nicht mehr, so zu träumen, wie Gott träumt: Gott aber träumt von wachsenden, liebevollen, lebendigen Gemeinden. Wer von Gott erfüllte Träume träumt, der steht auf, fasst Mut, arbeitet und hält auch Krisen und Niederlagen aus. Aber das alles macht nur deshalb Sinn, weil Jesus sich nicht in die Knie zwingen lässt. Er ist nicht andernorts so beschäftigt, dass unser armes Land ihn nicht kümmert. Jesus hat ein Herz für unser armes Land, das ist gewiss.

Wir machen das übrigens auch sonst in unserem Leben so. Wir sehen vor unserem inneren Auge, was eines Tages sein wird. Eines Tages werde ich am Traualtar stehen und das Mädchen meiner Träume heiraten. Eines Tages werde ich aufgerufen und bekomme den Meisterbrief ausgehändigt. Eines Tages halte ich so ein zauberhaftes kleines Wesen im Arm. Eines Tages gehe ich mit meiner hübschen Tochter ins Cafe. Eines Tages steht sie vor mir und ruft: Hey, Alter, gib mir mal die Autoschlüssel! Eines Tages ... das kann uns motivieren, sortiert, was wichtig ist und was nicht, das lässt uns durchhalten, denn: Eines Tages ...

Freilich sprechen wir hier nicht von irgendwelchen Träumen. Wir sind auch hier in der norddeutschen Tiefebene viel zu vernünftig und wissen, dass Träume platzen. Wir ahnen vielleicht auch schon, dass nicht alle Träume, die wir so träumen, von Gott mitgeträumt werden. Ich träume davon, die Spielbank zu sprengen – das endet meist im Bankrott. Und für unsere Gemeindefräume gilt das ebenso: Ich träume von der schönen Gemeinschaft, in der wir so richtig gemütlich unter uns bleiben. Das ist kein Traum Gottes. Ich träume, dass die Menschen mir nach der Predigt gerührt in die Augen sehen und sich mit Tränen in den Augen bedanken. Nein, unsere Träume müssen schon gotterfüllte Träume sein. Sie müssen in den Verheißungen Gottes gegründet sein.

Die Verheißungen Gottes sagen uns, wovon Gott träumt. Er träumt davon, dass verlorene Menschen gefunden werden. Er träumt davon, dass das Verwundete geheilt wird, und dass der Einsame Gemeinschaft findet. Er wünscht sich, dass Menschen, die versagt haben, neu anfangen dürfen. Er träumt von einer Gemeinde, die nicht hinter verschlossenen Türen bleibt, sondern aufbricht, hingeht, hinaus, um Menschen zu suchen und zu gewinnen. Er träumt von einer Gemeinde, in der Aufrichtigkeit und Verlässlichkeit, Fürsorge und Freiheit das Klima weit und klar machen. Er träumt von einer Gemeinde, die ein Signal der Hoffnung ist für den Ort, an dem sie lebt. Er träumt von einer Gemeinde, die sich mit den Fröhlichen freut, mit den Traurigen weint und für die Bedürftigen sorgt. Er träumt von einer Gemeinde, die nicht wie eine Obere Religionsbehörde den lieben Gott verwaltet, sondern die wie ein Gasthaus Menschen offen steht und sie spüren: Hier bin ich willkommen, kann aufatmen und es wird besser mit mir. Er träumt von einer Gemeinde, in der Menschen sich heilsam verändern. Und immer wieder, vor allem anderen träumt Gott den Traum, der ihm ins Herz sticht, den Traum, dass doch noch mehr verlorene Töchter und Söhne heimkehren. Evangelisation, da geht es um die Gemeinde, die sich um Gottes Traum kümmert: dass verlorene Menschen nach Hause geliebt werden. Nach Hause geliebt, nicht nach Hause getrieben. Das sind Gottes Träume, und wenn wir sie mitträumen, werden wir Mut bekommen, Mut wie die, die von der neu erstandenen Frauenkirche träumten.

Mich bewegt immer wieder die Geschichte von Dr. Belezikian, der seinen Studenten der Theologie den Traum aus Apostelgeschichte 2 nahe bringen wollte, bis eines Tages dieser Traum zündete, in Kopf und Herz eines jungen Mannes, der als Sohn eines Obst- und Gemüsegroßhändlers alles Mögliche hätte machen können, aber dann sein Leben dem Traum Gottes verschrieb. Bill Hybels schrieb dann Jahre später sein persönliches Credo auf, das, was er glaubt: Die Ortsgemeinde, so sagt er, ist die Hoffnung der Welt. Hier ist die Botschaft, die aus

verlorenen und gottfernen Menschen Nachfolger Christi macht. Hier ist die Kraft, die aus zerbrochenen Lebensgeschichten etwas Neues macht. Hier ist der Raum, wo sich Gottes Gaben zu einem wunderschönen Mosaik zur Ehre Gottes zusammenfügen.

Ich will diesen Satz von der Ortsgemeinde als Hoffnung der Welt noch einmal von einer anderen Seite beleuchten: Der englische Missionar, Theologe und Bischof Leslie Newbigin hat einmal gefragt, wie eigentlich das Evangelium in die Welt der Menschen hinein übersetzt wird, so dass sie es verstehen, ergreifen und davon verändert werden? Und er hat gesagt: Die Gemeinde ist die Übersetzerin und Verständlich-Macherin des Evangeliums. Die Gemeinde, sagt er. Ich kann es auch anders herum und etwas drastischer sagen: Jesus hat kein Buch geschrieben, das ist eine bittere Pille für Professoren. Jesus hat kein Buch geschrieben, als er mit dem Vater und dem Geist zusammen saß und nachdachte, wie das wohl gehen kann mit der Versöhnung der Welt. Kein Buch, keine kirchliche Verlautbarung, keine Pressekonferenz. Stattdessen kam er selbst. Er neigte sich herab zu uns Menschen und beugte sich hinein in Freud und Leid unseres Lebens. Und so, so und nicht anders sollte es weitergehen. Er hat kein Buch geschrieben, aber er hat viel Zeit und Energie investiert, um eine Gemeinschaft von Menschen zu formen. Er hat sie zusammengerufen, unterwiesen, korrigiert, getröstet, ruhen lassen, ausgesandt und bevollmächtigt. Warum? Damit diese Gemeinde tut, was er tat. Sich hineinbegeben in Freud und Leid von Menschen, um sie zu gewinnen. Die Gemeinde ist die Übersetzerin des Evangeliums. Eine solche Gemeinde neu zu bauen, ist ein gotterfüllter, ein jesusbewegter und ein geistvoller Traum.

Ich will es noch ein bisschen konkreter machen, am Beispiel einer aktuellen Debatte, der Debatte über unseren Umgang mit Sterben und Tod. Mancher meint, dass man doch besser dem Arzt auch die tödliche Spritze in die Hand geben soll. Sie haben das vielleicht etwas mitverfolgt. Was tut die Kirche? Sie schreibt ein kluges Papier und veröffentlicht es in den Zirkeln der Experten. Das ist gut. Sie gibt Interviews, warnt, mahnt, informiert. Auch das ist gut. Ich sage nichts dagegen. Aber dann braucht es nur *eine* gut gemachte Talkshow, z.B. bei Maischberger, und da erzählt ein prominenter Mensch unter Tränen, wie elendig sein Lebenspartner oder sein Kind sterben musste, und wie gut es doch wäre, ihm das zu ersparen. Und wissen Sie, das schlägt sich noch Wochen später in den Meinungsumfragen nieder, und die Menschen sagen: Ja, das sollte man auch in Deutschland anders regeln. Und jetzt Leslie Newbigin, die Gemeinde ist die Übersetzerin des Evangeliums. Wie das? Was Menschen wirklich anrührt und überrascht und zum Nachdenken bringt, ist das Leben von überraschenden Menschen. Mission ist die Kirche als Überraschung. Man erwartet sie da so gar nicht. Und dann kümmert sich eine Gemeinde um schwerstkranke und sterbende Menschen. Sie tut es aus der Liebe zu Jesus. Sie pflegt, sie begleitet, sie schafft Raum, sie ermöglicht ein Sterben in Würde in einem Hospiz. Und man weiß, dort wird denen Sterbenden die Hand gehalten, dort wird auch gebetet, gesungen und gesegnet. Und so leuchtet im Leben der Gemeinde auf, was das Evangelium sein will: Kraft Gottes zum Leben und zum Sterben, Hoffnung auf die Ewigkeit. Und das bewegt und ist stark genug, eine christliche Überzeugung vom Sterben in einer heidnisch werdenden Gesellschaft neu zum Leuchten zum bringen. Jesus hat kein Buch geschrieben, er hat eine Gemeinschaft geformt. Die Ortsgemeinde ist die Hoffnung der Welt. Darum geht es.

Ich habe eines gelernt: Es lohnt sich, für diesen Traum zu leben. Ich bin nicht alleine hier, sondern mit einer Gruppe von Christen aus Greifswald. Zusammen träumen wir den Traum einer lebendigen und wachsenden Gemeinde in Greifswald, mitten in einem atheistischen Umfeld. Über unsere Gegend sagte schon vor über 100 Jahren ein pommerscher Pfarrer: „Dieses Land ist ein geistliches Trümmerfeld.“ Uns aber bewegt nichts wie dieser Traum: Gerade hier wird der Auferstandene aus Trümmern heraus Gemeinden erstehen lassen. Unser Projekt mitten in Greifswald heißt GreifBar. Gottesdienste für Kirchenferne, seit gut einem

Jahr dazu auch Gemeindegottesdienste, Glaubenskurse, Hauskreise, ein Diakonieteam, eine Band. Es ist nicht spektakulär, aber wir haben in diesem Jahr 7 Erwachsene getauft. Und 7x habe ich in die Augen der Mitarbeiter geschaut. 7x habe ich in ihren Augen gesehen: Dafür lohnt sich alles. Menschen erzählen unter Tränen, wo sie herkommen und was sie gefunden haben, als sie Jesus fanden. Und wir: Dafür sind wir in dieser Stadt. Hundemüde und tiefglücklich sind wir oft nach unseren Gottesdiensten. Ein Traum von Gemeinde.

Ich erzähle davon, damit Sie sehen, dass hier kein Schreibtischtäter vor Ihnen steht. Ich schreibe anders als Jesus auch Bücher, aber keine Angst, das wird kein Werbeblock. Was uns motiviert ist eine Vision, die sich uns wieder und wieder in Kopf und Herz gepflanzt hat. Paulus hat in einer dunklen Stunde seines Dienstes in Korinth diese Vision von Jesus selbst empfangen (Apg 8,9f): „Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht! Denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ Für Paulus war noch nichts zu sehen in Korinth, aber Jesus gewährt ihm einen Blick auf das, was er schon sieht: ein großes Volk Gottes in dieser gottlosen Stadt, die berühmt war für ihre Dekadenz. Und Paulus soll predigen und die Gemeinde sammeln und aufbauen. Und Jesus wird auf geheimnisvolle Weise durch das, was Paulus tut, sein Volk in Korinth zusammenführen. Wir haben dieses Wort so oft gehört, dass wir überzeugt sind: Das ist nicht Vergangenheit. Jesus ruft sein Volk zusammen, auch in Greifswald. Mit dieser Vision leben und arbeiten wir. Heute sitzen einige hier in der Halle, die zum Volk Jesu gehören, und die noch vor gar nicht so langer Zeit nichts davon ahnten. Jesus hat uns zusammengebracht, und das ist das Größte, was wir erleben können.

Damit bin ich auch bei meinem zweiten Teil:

## **Mit Enttäuschungen leben**




### ***Zwischen Begeisterung und Depression***

Nun ist mir ein gefährliches Thema anvertraut worden. Ich soll auch etwas sagen zu den Enttäuschungen. Zum Scheitern. Ich soll etwas sagen zu den Verzagten, die schon so viel versucht haben. Und es ging nicht. So manches Bemühen um eine wachsende Gemeinde schwankt zwischen Euphorie und Depression. Wir fahren zu einem Kongress und lassen uns begeistern von Jesus und von den ermutigenden Erfahrungen, die zum Beispiel seit 30 Jahren in Willow Creek möglich sind. Und dann fahren wir mit den besten Absichten nach Hause. Ein erster Dämpfer kommt schon durch die, denen wir begeistert erzählen, und die dann nur Bedenken haben, gegen das Amerikanische und überhaupt. Und dann versuchen wir es doch, aber es ist so mühsam. Und die Ergebnisse sind so bescheiden. Was bei uns dann geht, ist so viel kleiner und ärmer als die leuchtenden Vorbilder im In- und Ausland. Man muss uns nicht mehr beibringen, dass Evangelisation wichtig ist, aber wir sähen so gerne mehr von der großen Frucht, die das Gleichnis vom Sämann uns ansagt (Mk 4,1-9). Aber aufs Ganze sehen wir mehr Gemeindeabbau als Gemeindeaufbau. Unsere Kirchen beschäftigen uns auch mehr mit den Abbau-Maßnahmen als mit dem Wachstum der Gemeinden. Ist es nicht so? Und das tut so weh. Wir schwanken zwischen Euphorie und Depression.

### ***Gespaltene Kultur: Ost und West***

Und gehen wir dann vor die Türen unserer Gemeinden, dann sehen wir, dass wir in einem schwierigen Umfeld leben. Wir leben in einer anderen religiösen Kultur als unsere Gäste aus Amerika. Diese Kultur ist obendrein gespalten, in Ost und West:

Ein paar Kilometer östlich von Braunschweig beginnt die ostdeutsche Wirklichkeit. In Magdeburg etwa sind weniger als 10% der Menschen Kirchenmitglieder. Wir haben uns in Greifswald etwas genauer mit einigen Neubau- oder Plattenbaugebieten befasst: unter 5% Kirchenmitglieder. Wir können an einzelnen Familien sehen, wie es ging, zum Beispiel so:

-  Großvater Hans war noch in der Kirche, aber in den 50er Jahren ist er ausgetreten, vielleicht weil er zur NVA kam, vielleicht weil er sonst nicht Lehrer hätte werden können. Aber er war noch getauft und konfirmiert, hatte noch ein paar Grundkenntnisse vom Glauben. Aber dann hat er Gott vergessen. Heute ist er alt, und vielleicht fragt er sich: Gibt es ein Zurück – trotz allem?
-  Vater Stefan lebte sein Leben weitgehend in der DDR. Er war Thälmann-Pionier, dann in der FDJ. Das hieß: Jugendweihe statt Konfirmation. Kirche kam in seinem Leben nicht mehr vor. Vielleicht bekam er noch ein bisschen mit durch die Mutter oder Großmutter, aber viel war es nicht. Man hat ihm in der Schule beigebracht, dass der Glaube sich nicht mit einem wissenschaftlichen Weltbild vereinbaren lässt. Es ist für ihn selbstverständlich, nicht in der Kirche zu sein. Auffällig sind die, die in der Kirche sind. Als er einmal eine große Kirche betritt, wundert er sich: „Die ist ja noch in Betrieb.“ Er wusste nicht, dass es das noch gibt. Die Symbole sagen ihm nichts. Er denkt nicht an Gott. Ihm fehlt auch nichts. Er hat vergessen, dass er Gott vergessen hat.
-  Und Enkel Meik? Er gehört zur dritten Generation: Für das Christliche hat er nicht einmal mehr Worte. Er ist noch in der DDR geboren, aber nach der Wende groß geworden. Er hat nichts gegen die Kirche, aber er sieht überhaupt keinen Anlass, sich damit zu beschäftigen. Er lebt im Diesseits, hofft auf das Diesseits, leidet unter dem Diesseits und ist sich sicher, es gibt nicht mehr als das Diesseits. Ob Meik selbst wieder Kinder haben wird, ist unsicher. Vielleicht geht Meik in den Westen, wo es Arbeit geben könnte. Daran, dass er religiös völlig unmusikalisch ist, wird das nicht viel ändern.

Man hat schon gesagt: Westeuropa sei ein religiöses Katastrophengebiet, aber Ostdeutschland sei dessen Epizentrum. Kurzum: Ostdeutschland ist so atheistisch wie Bayern katholisch! Auch die Freikirchen haben es hier übrigens schwer. Irgendwie ist der normale Ostdeutsche resistent, wenn es um Religion geht. Die Kirchen im Osten werden auch weiter schrumpfen, denn zu viele gehen weg, zu wenige werden geboren. Und „Kinder, die nicht geboren werden, können wir auch nicht taufen“ (Axel Noack). Wir werden in absoluten Zahlen abnehmen.

Hier in Braunschweig und westlich von dieser sympathischen Zweitliga-Stadt sieht es anders aus. Hier ist die Lage viel unübersichtlicher. Da gibt es Gegenden, in denen ist Kirche noch intakt. Die Mehrheit der Menschen gehört dazu, mehr oder weniger, meist weniger als mehr. Oft haben wir zwar angeblich 3000 Seelen, aber es kommen nur 30 Leiber sonntags zusammen. Und etliche sind fast so säkular gestimmt wie die Menschen im Osten. Auch bei der Generation der 68er könnte man Geschichten erzählen, vielleicht von Rudi, Joschka und Lisa, die aus anderen Gründen bei ihrem Gewohnheitsatheismus enden. Daneben aber gibt es Menschen, die suchen nach dem Geistlichen, die fragen nach Sinn und sinnlichem Glauben, nur fragen sie überall und nirgends, aber nicht bei uns. Denn die Kirche haben sie hinter sich und wissen: Da ist für uns nichts Frisches und Neues zu holen. Das ist die alte Religion, die versagt hat.

Dazwischen gibt es in Ost und West gesunde und wachsende Gemeinden. Gemeinden, die das schöne Evangelium liebevoll und fantasievoll bezeugen. Gemeinden, die Menschen anziehen,

nicht 20.000, aber vielleicht doch 50 oder 100 oder sogar 300. Gemeinden, die neugierig machen. Es gibt auch bei uns in Ost und West nicht nur den Niedergang. Evangelische sind gelegentlich etwas zu sehr in die Depression verliebt und ins Jammern vernarrt. Vieles geht, auch bei uns! Die Willow-Creek-Kongresse haben übrigens dazu beigetragen.

Ich bin einige Male gefragt worden, wieso ich mich als Theologieprofessor hier engagiere. Es ist ganz einfach: Weil mich in den letzten Jahren die Inspiration aus Chicago so ermutigt und erfrischt hat, wie ich es lange, lange nicht mehr erlebt hatte. Weil ich es faszinierend finde, dass ich hier auf Christen gestoßen bin, die doch tatsächlich nicht nur an Jesus glauben, sondern ihn ernst nehmen und mit ihm rechnen. Weil es mich enorm herausfordert, alles auf die auszurichten, die Jesus noch nicht kennen, und für sie das Beste zu geben. Weil ich es befreiend finde, bei den Christen aus Chicago Herz und Humor zu finden, für uns norddeutsche Flacheuphoriker sogar Gefühl, Lachen und Weinen. Darum! Danke, Willow! Zurück zum Thema:

In den meisten Landeskirchen ist Evangelisation salonfähig geworden seit der Leipziger Synode 1999. Das ist doch etwas. Allerdings gleichen unsere Kirchen in Sachen Mission immer noch einem Menschen, der lange im Bett gelegen hat und nun wieder aufstehen soll. Da ist alles steif und schwach, er muss das Laufen erst wieder lernen und üben. Unsere Kirchen müssen das Missionarische erst wieder lernen.


Ich habe versprochen, mich nicht lange bei den schlechten Nachrichten aufzuhalten. Ich will auch Wort halten. Wie gehen wir damit um: bei uns drinnen geht es oft so mittelmäßig zu, und zu denen draußen ist es schwer, Kontakt zu bekommen? Wie gehen wir damit um?


### ***Ratschläge gegen das Verzagen***

Den ersten Ratschlag habe ich schon genannt: Lassen Sie uns nicht nur auf das schauen, was nicht gelingt, sondern auch auf das, was gelingt.




Zweiter Ratschlag: Wir sollten aufhören, uns andauernd für Dinge verantwortlich zu machen, für die wir nicht verantwortlich sind und die wir auch nicht ändern können. Ich sage es für unser kleines Pommern: Die Bevölkerungsabwanderung halten wir nicht auf. Und das schließt ein, dass es für viele Gemeinden sehr eng wird, und dass manches sterben muss. Wir haben wenig Einfluss auf diese Megatrends.

Dritter Ratschlag: Wir sollten schauen, wofür wir wirklich verantwortlich sind. Das sind die hausgemachten Gründe für unser Zurückbleiben. Ich sehe eine Reihe von Fehlern, die wir gerne machen. Nicht alles werden Sie gerne hören.

 Fehler Nr. 1 ist die Selbstüberschätzung. Nicht viele haben das Potenzial, große Gemeinden ins Leben zu rufen. Nicht jeder Willi Heibel ist ein Bill Hybels. Wenn wir versuchen, Seeker Services zu feiern, aber das freie evangelistische Reden ist nicht unsere Sache, dann wird das scheitern. Wir müssen das Maß finden, mit dem wir von Gott begabt sind und uns nicht in Schuhe stellen, die zu groß sind. Mancher Wunschtraum muss sterben, damit wir entdecken können, wozu Gott uns beruft.


 Fehler Nr. 2 ist das Kopieren von Erfolgsgeschichten. Wir sind da nahezu unbeelehrbar. Es liegt nicht an Willow, aber wir träumen doch davon, kleine Willow-Kopien in die brandenburgische oder hessische Landschaft zu setzen. Auch das kann eigentlich nur schief gehen. Das Prinzip von Willow müssten wir begreifen,

die Leidenschaft für verlorene Menschen, die Bereitschaft, kulturell auf diese Menschen so weit wie möglich einzugehen und den Willen, in allem unser Bestes zu geben.

-  Fehler Nr. 3 ist unsere Eigenbrödelei: Wir schauen, wenn es ernst wird, doch auf das Eigene. Wie überlebt und gedeiht mein Kirchturm? Wir haben es noch nicht wirklich begriffen, über die Grenzen der eigenen Gemeinde hinweg zu denken. Sonst würden wir viel häufiger zusammen sitzen und Bündnisse schließen: Bündnisse für Evangelisation in unserer Region. Vieles könnten wir zusammen besser. Manches könnten wir nur zusammen, weil jeder allein zu schwach ist. Bei anderem könnten wir uns besser absprechen, damit jeder tut, worin er besonders gut ist, während er lässt, was andere besser können. Davon sind wir in der Regel noch weit entfernt.
-  Fehler Nr. 4 ist unsere mangelnde Kenntnis der Menschen. Oft meinen wir zu wissen, was andere brauchen und täuschen uns so sehr. Wir tricksen uns selbst aus: Die Musikstile, die der Kirchenferne dann angeblich mag, ähneln verdächtig genau unserer häuslichen CD-Sammlung. Und das, was angeblich Glück und Not des Kirchenfernen ist, haben wir eher aus den Predigten ferner Evangelisten gelernt als aus dem täglichen Gespräch mit dem Nachbarn. Was bewegt denn wirklich Hans, Stefan und Meik?
-  Fehler Nr. 5 ist unser mangelnder Mut zur Klarheit am Ende. Wohin führen wir Menschen, mit denen wir in Kontakt kamen? Mein Eindruck ist, dass unsere Evangelisation oft nicht tief genug geht. Wir sind dann glücklich, wenn Menschen zu uns kommen. Vielleicht kommt es zu einem Anfang im Glauben. Das ist wunderschön. Ich fürchte nur, dass wir zwei Schritte scheuen: zum einen, Menschen verbindlich in der Gemeinde zu beheimaten. Zum anderen, mit ihnen zu sprechen, behutsam, aber nachhaltig, wie nun Jesus in ihrem Lebenshaus aufräumen und die Dinge zurecht rücken möchte. Wenn wir darauf nicht achten, wächst der junge Glaube nicht tief genug ins Leben hinein. Evangelisation will nicht nur Bekehrung, sondern ebenso Beheimatung in der Gemeinde und Veränderung des Lebens.

### ***Ein Beispiel: Wie ein verzagter Mann neuen Mut fasste***

Ich möchte dieses Kapitel abschließen, indem ich daran erinnere, wie Jesus mit enttäuschten, entmutigten, müden Mitarbeitern umgeht. Als Jesus eines Tages am See predigt (Lukas 5,1-11), leiht er sich von einem Mann namens Simon ein Boot, ein Boot als Kanzel. Und nach seiner Predigt ruft er sich den Simon herbei und sagt ihm: So, das war's mit dem Predigen für heute. Jetzt fahren wir Fische fangen. Und damit beginnt seine Seelsorge an einem Müden:

-  Erster Schritt: Jesus hört auf Simon. Simon redet sich die Enttäuschung von der Seele. Herr, wenn du wüsstest! Wir haben doch die ganze Nacht schon gefischt. Nichts. Wir haben alles versucht. Wir haben es auf die traditionelle Weise versucht. Nichts. Wir haben die neuesten Kongresserfahrungen umgesetzt, direkt von Willow Fishing Ltd, Lake Michigan, nichts! Wieder nichts. Wir sind einfach nur noch müde. Ein heißes Bad, ein Bier und ein Bett – und dann nichts hören und nichts sehen. Es hat doch einfach keinen Zweck. So redet der Petrus, und ich stelle ihn mir vor wie so einen waschechten Fischkopp von der Küste. Dem macht man kein X für ein U vor. Und Jesus hört sich das an. Wenn wir enttäuscht



sind, dann hat er ein offenes Ohr für unseren Frust. Wir müssen das nicht zu-rechtbiegen. „Es ist zwar niemand zum Glauben gekommen, aber wir haben doch gute Gespräche gehabt.“ „Es ist zwar kein Fremder gekommen, aber unserer Kerngemeinde hat es auch gut getan.“ Nein, wir dürfen es sagen, wie es ist: Herr, wir haben es versucht, und es ist nicht gelungen. Jesus hört uns zu, und dann bringt er uns wieder auf die Beine: Komm, lass uns noch einmal rausfahren!

-  Zweiter Schritt: Simon hört auf Jesus. Und dann sagt er: Wir sind zwar so müde und enttäuscht, aber auf dein Wort hin wagen wir es noch einmal. Jesus, auf dein Wort hin. Weil du es sagst. Das ist nicht plötzlich eitel Sonnenschein, der Frust frisst noch mächtig an Simons Seele. Aber er sieht auf Jesus, hört auf ihn, und in diesem Schauen und Hören wird das Zutrauen zu Jesus ein ganz kleines bisschen stärker als der Zweifel. Mehr braucht es nicht. Jesus sehen und hören und dann erleben: Da keimt ein neues Hoffen auf. Und das bringt uns auf die müden Beine. Weil du es sagst. Es kann doch nicht ganz umsonst sein, wenn du es sagst. Du wirst uns doch nicht zum Narren halten, Jesus. Auf dein Wort hin: auch wenn ich nur leere Netze sehe und keinen Pfifferling mehr gebe auf diese Kirche, aber weil du mich jetzt heute neu beauftragst, Jesus, will ich treu mitarbeiten und Hoffnung haben. Auch wenn mich so vieles müde macht in meiner Gemeinde, soviel Stress und soviel menschliche Mittelmäßigkeit, soviel Beziehungsquark und Kleinkram, will ich die Netze wieder auswerfen an meiner kleinen Stelle, damit Menschen Jesus kennen lernen und bei ihm bleiben lernen. Auf dein Wort hin.
-  Dritter Schritt: Simon fährt raus, und wir wissen, er macht den Fischfang seines Lebens. Die Zukunft der Firma war gesichert. Aber Simon kann sich nicht freuen. Gerade die Großzügigkeit Gottes lässt ihn erkennen, wer er ist. Geh von mir weg, Jesus, du und ich, wir passen nicht zusammen. Du bist heilig, ich nicht. Gerade im Licht der Liebe Gottes erkennt Simon sich selbst. Er sieht die Unordnung in der inneren Welt, die Lauheit im Gebet, den kranken Ehrgeiz, mit dem er groß herauskommen wollte, die kleinen Unehrllichkeiten, die ungeklärte Not in der eigenen Ehe. Er sieht, wie wenig er von der Art Jesu an sich hat, von seinem Erbarmen, seiner Großzügigkeit und Zuneigung zu den Menschen. Und er weiß, so kann ich kein Gemeindeleiter sein. Simon wird im Licht Jesu ehrlich. Wir brauchen das.
-  Vierter Schritt: Jesus stößt nun diesen Simon gerade nicht von sich, sondern er zieht ihn näher zu sich. Das ist ja das Verrückte: Je besser wir uns machen, desto kühler ist unsere Beziehung zu Jesus, und je ehrlicher wir vor ihm werden, desto mehr spüren wir seine Zuneigung. Er stößt nicht weg, sondern zieht zu sich. Er gehorcht dem Simon nicht, sein Ungehorsam ist Gnade. Und er zeigt dem Simon, wozu das alles sein musste, auch dieser peinvolle Blick in die Abgründe der eigenen Seele. Das brauchen wir. Gemeindeleiter von wachsenden Gemeinden, die über sich geweint haben, um gerade da zu erleben, dass Jesus sie zu sich zieht und neu beauftragt. Fortan wirst du Menschen fischen, sagt der Herr zu Simon. Nicht für den Kochtopf, sondern für die Ewigkeit. Das war der Sinn der ganzen Episode: Simon, so wird das immer wieder mal sein. Die äußeren Umstände werden schwierig sein. Und die inneren Umstände werden kompliziert sein, denn du und ich, wir wissen jetzt, aus welchem Holz du geschnitzt bist. Aber auf mein Wort hin wirst du es wieder wagen, damit Menschen nicht verloren gehen, sondern gerettet werden. Du Simon in Braunschweig, dazu brauche ich dich und be-rufe ich dich aufs Neue: für mich und mit mir und auf mein Wort hin – fische Menschen!

Und damit bin ich bei meinem letzten Abschnitt:

## **Zielorientierte Schritte wagen**

Worum geht es, wenn wir eine wachsende Gemeinde werden wollen? Visionen allein reichen nicht. Ein neuer Aufbruch allein tut es nicht, denn die Enttäuschungen warten an der nächsten Ecke. Wie war das bei der Frauenkirche? Sehen – träumen – planen – arbeiten. Jetzt geht es um gutes Planen und Arbeiten, um Ziele und Strategien.

Wie könnte ein Ziel aussehen? Wir Christen haben manchmal Probleme mit den Zielen. Ich habe einen guten Freund, der ist Manager und sagt: Theologen können keine Ziele formulieren, die sprechen immer von ihren Wünschen. Ich will ganz Pommern für das Evangelium gewinnen. Das ist ein schöner, frommer Wunsch, aber kein Ziel. Ein Ziel beschreibt, was wir zusammen in einem bestimmten Zeitraum für einen bestimmten Ausschnitt unseres Missionsfeldes erreichen wollen.

Also, zum Beispiel: Jetzt kommt ein Beispiel aus dem Marketing. Man nennt das eine Willigkeits-/Fähigkeitsmatrix. Stellen Sie sich vor, Sie haben in Ihrem Stadtteil oder Ihrem Dorf 1000 Menschen. Und Sie haben die Vision, Jesu großes Volk zusammenzurufen. Und dann gucken Sie sich an, wie ist es denn in Wirklichkeit. Dann können Sie zum Beispiel die Menschen nach ihrer Nähe zur Gemeinde einschätzen, z.B. ihrer Willigkeit, in der Gemeinde mitzumachen und zugleich nach ihren Fähigkeiten. Da gibt es in der Gemeinde immer Menschen, die sind in einer sehr starken Lebensphase, etwa Familienväter, die gerade ihr Haus fertig gebaut haben, Mütter, die nach dem Auszug des letzten Kindes nach neuen Aufgaben suchen. Dann gibt es solche, die im Gleichgewicht sind, aber nicht übermäßig viel Power haben. Und es gibt die, die es im Leben schwer haben aus sehr unterschiedlichen Gründen. Die gleichen Menschen haben nun wieder sehr verschiedene Einstellungen zur Gemeinde und zum Glauben: Da sind die, die die Gemeinde von Herzen lieb haben und sich gerne einbringen. Andere haben eine eher neutrale Einstellung. Und eine dritte Gruppe hat irgendwie Zoff mit der Kirche, weil doch der Pastor damals bei Omas Beerdigung sich so unmöglich benommen hat. Diese beiden Sichtweisen können wir dann addieren: Die 1er und vielleicht auch die 2er sind die Zugpferde der Gemeinde, die 3er, 6er und 9er sind aus sehr verschiedenen Gründen am schwierigsten zu gewinnen. Und so weiter ...

Wie könnte jetzt eine Zielaussage aussehen? Ich will alle sofort und für immer für alle Angebote der Gemeinde gewinnen? Das ist ein frommer Wunsch, kein Ziel. Ich mache Ihnen mal einen Vorschlag: Wir wollen im Laufe der nächsten beiden Jahre von den 60 Menschen mit viel Power in der neutralen Mittelgruppe, also von den 4ern 20 Menschen für die Gruppe derer gewinnen, die Jesus und seine Gemeinde lieben und darum intensiv mitarbeiten. Oder: Wir wollen im Laufe der nächsten drei Jahre von den 150 freundlichen Kirchenfernen, den 5ern, die fest im Leben stehen, 30 Menschen für Jesus und die Gemeinde gewinnen, als Multiplikatoren in der Gesellschaft, auch wenn sie wohl wenig Kraft zur Mitarbeit haben werden. Aber das sind die Lehrerinnen, die engagierten Kaufleute, die Ärztin, der Anwalt, der Chef vom Ordnungsamt.

Erst wenn ich das unter Gebet und gemeinsamem Nachdenken beschrieben habe, kann es weitergehen, dann kommen strategische Überlegungen. Die Strategie hat es mit der Frage zu tun: Wie komme ich vom Ist zum Soll, von der Ausgangslage zum Zielpunkt? Und im Blick auf solche Strategien kann ich jetzt nur noch ein paar allgemeine Hinweise geben, die mir wichtig sind.




## ***Der erste Schritt: Mut zum missionarischen Plural entwickeln***

Wenn wir uns klar machen, wie unterschiedlich die Menschen sind, dann brauchen wir einen missionarischen Mut zur Vielfalt in den Gemeinden. Es hilft überhaupt nichts, wenn wir alle dasselbe machen. Überall Gottesdienste mit Theaterstück, Band, Liedern aus Feiert Jesus 1-78 und Bistro – das würde nur ganz bestimmte Menschen erreichen. Überall dieselben Gemeinden – das würde viele, viele Menschen ausschließen, die sich da nie einfinden würden. Wir brauchen Vielfalt. Unsere Unterschiedlichkeit ist kein Problem, solange wir uns einig sind, dass es darum geht, verlorene Menschen im Auftrag Jesus nach Hause zu lieben.

Meine Zeit ist gleich um, darum lasse ich es bei einem Beispiel, die ich gerade besonders heiß finde, bei denen ich aber auch besonders ratlos bin: Wir brauchen z.B. unterschiedliche Gemeindetypen in Deutschland. Klassische Ortsgemeinden, aber auch Gemeindepflanzungen in Plattenbaugebieten. Wir brauchen kleine Gemeinden in Cafés, in denen Ratsuchende gutes Essen, Beratung und andere geistliche Angebote bekommen. Wir brauchen Cell Churches, Gemeinden, die aus Kleingruppen bestehen. Also, mehr Vielfalt, um mehr Menschen zu erreichen. Allerdings muss ich hier eine Anmerkung machen: Es irritiert mich nicht, wenn Landeskirchliche Gemeinschaften oder CVJM sich als Gemeinden verstehen (kein Problem!), aber es macht mir Sorgen, wenn sie nichts sehnlicher wollen als endlich so zu werden wie die Ortskirchengemeinden, mit einem Gottesdienst am Sonntag morgen, mit Pastoren, die sich dann Gemeinschaftspastoren nennen, und mit dem gesamten Ballast, den eine Ortskirchengemeinde mit sich herumschleppen muss. Die Sehnsucht nach Augenhöhe mit der Kirche verstehe ich, nicht aber das Begehren, so zu werden wie das jahrhundertalte Modell der Ortskirche. Ihr Freien Werke habt eure Chancen, weil ihr anders seid und anders dienen könnt als die Ortskirchengemeinden. Mehr Vielfalt gemeindlichen Lebens tut Not, nicht mehr Uniformität.

## ***Der zweite Schritt: Mit Eifer fremde Sprachen in unserer Nähe lernen***

Das habe ich neu bei den Wycliff-Bibelübersetzern gelernt. William Cameron Townsend begründete diese größte Missionsgesellschaft der Welt, weil ihn ein Eingeborener in Guatemala 1918 fragte: „Wenn Dein Gott so groß ist, warum spricht er dann nicht meine Sprache?“ Heute versucht Wycliff, „die ganze Welt mit der Schrift vertraut [zu] machen.“ In 2000 Sprachen soll das Evangelium bis 2025 übersetzt werden. Das ist die Missionsherausforderung schlechthin: Sprachen lernen. Ich habe hier einige Statements von Menschen aus sehr verschiedenen Ländern:

-  „Wenn Gott zu mir in Quechua spricht, geht mir das direkt ins Knochenmark.“
-  „Seit meine Tochter mir aus der Bibel in meiner Sprache vorliest, weiß ich, dass unser Pastor sich die Geschichten nicht selbst ausdenkt.“
-  „Wenn wir die Bibel nicht in unserer Muttersprache haben, wird unser Glaube nur 2 cm tief.“

Darum geht es. Mission geschieht heute auf sechs Kontinenten. Wir sind Missionsland. Darum können wir von den Missionaren lernen, wenn es um wachsende Gemeinden geht: Sprachen lernen! Es gibt so viele Fremdsprachen unter uns: Der Akademiker spricht anders als der arbeitslose Jugendliche. Der Pommer spricht anders als der Schwabe, für den Hochdeutsch eine Fremdsprache ist. Menschen in der Platte sprechen anders als die Häuslebauer am Stadtrand. Kirchenleute sprechen anders als Konfessionslose. Oma spricht anders als ihr Enkel.

Wieder ein Beispiel: Wir schaffen es auch mit unseren missionarischen Bemühungen kaum, die Freunde der deutschen Volksmusik zu erreichen oder die jüngeren Fans von Big Brother. Sie sprechen andere Sprachen! Wer will schon in IDEA als das Naabtal-Duo der Evangelisation in Bayern berühmt werden, gerne auch als Wildecker Schmerzbuben der hessischen CVJM-Szene? Ich meine das ganz ernst: Es gibt Evangelisation für die Verehrer von Johann Sebastian Bach; es gibt Gemeinde für die Liebhaber von Taizé und Sakropop, es gibt Lobpreis zwischen Manfred Siebald und Greg Ferguson. Wo aber ist der evangelistische Heino und wo ist der missionarische Stefan Raab? Es geht ums Lernen von Sprachen.

### ***Der dritte Schritt: Vom einsamen Ich zum auskunftsfähigen Wir finden***

Ich bin davon überzeugt: Die wachsende Gemeinde der Zukunft ist eine Gemeinde der ganz normalen Christenmenschen sein, die mit ihren Gaben einander und anderen dienen. Hauptberufliche Mitarbeiter werden wir dann in viel geringerem Umfang haben als heute. Das aber heißt: wir müssen heute alle Kraft dahin lenken, dass wir in den Gemeinden weg kommen von der Fixierung auf den einen Pastor oder Prediger. Sie kennen ja das alte Kirchenlied: „Ihn lass tun und walten, er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, dass du dich wundern wirst“ (EG 361,8). Wir müssen in Menschen *investieren*, damit sie sprach- und auskunftsfähig werden. Vom Berufschristen zu den vielen Christen im Beruf. Damit im Alltag das werbende Zeugnis des Glaubens laut wird!

Nicht lange Predigten sind da zu halten. Nicht jeder ist berufen, auf der Straße Leute anzusprechen. Aber die meisten von uns können zum Beispiel andere mitnehmen zu einem Glaubenskurs. In England war die erfolgreichste Werbung für den Glauben die schlichte Frage: „Sag mal, hättest Du nicht Lust, am nächsten Sonntag mit mir zum Gottesdienst zu kommen?“ Freilich muss dieser Gottesdienst dann auch so sein, dass wir nicht von der ersten bis zur letzten Minute bangen müssen, weil es peinlich, unverständlich, lieblos und lebensfern zugeht. Aber wir werden ganz anders in unserer Gemeinde sitzen, wenn wir jemanden zum ersten Mal mitgebracht haben, mit ganz anderer Aufmerksamkeit, Spannung. Und ich verspreche Euch: Wenn nirgendwo sonst, dann lernen wir da das Beten.

Es geht nicht um große Predigten, es geht um die kleinen Geschichten. Die wachsende Gemeinde lebt von lauter kleinen Leuten, die aber mit ihrer Lebensklugheit und ihrer Liebe zu Gott und zum Nächsten nicht hinter den Berg halten. Da werden wir angesprochen und gefragt, z.B. nach den Wirbelstürmen der letzten Wochen: Wie kann denn Gott das zulassen? Haben wir miteinander nachgedacht, wie eine hilfreiche Antwort aussehen kann?

Es ist das Wir der Gemeinde, das Menschen anlockt, nicht das Plakat, nicht der Radiospot. In England haben es die Menschen glasklar gesagt. Man hat sie befragt, was der ausschlaggebende Punkt war, um zum Glauben zu finden. Menschen, war die Antwort. Immer wieder Menschen. Unaufdringlich und doch von einer stillen Ernsthaftigkeit, wenn es um Jesus geht. Nicht verkrampt, eher Menschen, die lachen und weinen können, fromm und dennoch normal. Keine Fanta-Flaschen, die zuviel geschüttelt wurden. Wenn man Fantaflaschen zu viel schüttelt, entsteht Überdruck. Öffnet man sie, dann wird zwar niemandes Durst gestillt, aber es ist klebrig und alle werden nass.

Fragen Sie sich doch einmal, wer gehört zu meinem Beziehungsnetz? Wir kennen alle so viele Menschen. Und dann lautet die nächste Frage: Für wen sollten wir beten? Wo ist jemand bereit und offen? Und wie könnte ich diesem Menschen absichtslos dienen? Wie könnte ich ihm Gottes Liebe bringen? Menschen sind so empfindlich, wenn sie das Gefühl haben, zu Missionsobjekten gemacht zu werden. Ich saß einmal im Zug, in den ersten Monaten meines

neuen Lebens im Osten. Eine Frau saß noch im Abteil. Sie sprach mich an, fragte mich, woher ich komme, wollte wissen, was ich mache. Plötzlich aber schaltete sie um: Finden Sie nicht auch, dass unsere Welt auf eine Katastrophe zugeht? Und was werden Sie machen, wenn es zu Ende geht? Ich war einer Zeugin Jehovas auf den Leim gegangen. Ihr Interesse an mir war nicht echt, sondern taktisch: Sie wollte mich für Ihren Verein gewinnen. Und ich fühlte mich benutzt und war verletzt. So wird es nicht gehen.

Unser Glaubenszeugnis muss nicht nur inhaltlich von Jesus bestimmt sein, sondern auch in der Art der Begegnung mit dem anderen Menschen. Wir können hier wieder nur von Jesus lernen. Den Menschen dienen und ihnen darin sagen, wer sie aus Gottes Sicht sind. Und dafür den richtigen Zeitpunkt finden. Darauf kommt es an. Ich war einige Jahre Seelsorger in einer Kinderklinik. Ich habe eines dabei gelernt: zu warten, aber nicht gleichgültig, sondern betend zu warten. Ich habe gelernt, den Menschen ohne Absichten zu begegnen, aber bereit, von Jesus zugeflüstert zu bekommen, wann ich etwas tun oder etwas sagen soll. Einem kleinen Jungen habe ich über Monate Astrid Lindren vorgelesen. Seine Eltern waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen; er selbst war schwer verletzt. Über Wochen wuchs unsere Beziehung, aber es war weder von seinen Eltern noch von Jesus die Rede. Ich las vor, Ronja Räubertochter. Am Ende des Buches nach gut 200 Seiten dachte ich schon: Na, du bist ein feiner Seelsorger, vorlesen könnte auch ein freundlicher Heide. Dann aber stirbt in der Geschichte ein alter Räuber, und der Räuberhauptmann heult sich die Augen aus. Da brach es aus dem kleinen Jungen heraus: Michael, wo sind meine Eltern? Und wo komme ich hin, wenn ich sterbe. Jetzt war es Zeit zu antworten. Keine Minidogmatik, keine Predigt. Ich habe ihm einfach von Jesus erzählt. Der kleine Junge weinte über seine Eltern und er hörte, wer Jesus ist. Und am nächsten Tag zog er mich ganz kurz zu sich und sagte nur, du, das mit Jesus, das finde ich gut.

Was ich sagen wollte: Die wachsende Gemeinde lebt von Menschen, die fromm und doch normal sind, deren Herz für Jesus brennt, aber deren Mund sich öffnet, wenn es gut und hilfreich ist, dann freilich auch tapfer und werbend.

### ***Der vierte Schritt: In der Liebe wachsen***

Ich bin mehr und mehr davon überzeugt, dass die größte evangelistische Kraft in der Liebe liegt. Das ist die Kehrseite des Satzes, die Gemeinde sei die Übersetzerin Nr. 1 des Evangeliums. Menschen werden gewonnen, weil sie Liebe erfahren, überraschende, dauerhafte, echte und belastbare Liebe. Ich will nur ein Beispiel erzählen, von dem ich vor kurzem erstmals gehört haben: In Mecklenburg gibt es den Carolinenhof. Dort leben zwei Christen mit ihren Familien, der eine Orthopädienschuhmacher, der andere Altenpfleger, keine Theologen. Sie haben sich angesehen, was in ihrer Region passiert. Unser Bundesland ist eine Hochproblemzone. Das heißt: kaum wirtschaftliche Entwicklungschancen. Die Menschen sind nicht wohlhabend. Die Bildungschancen lassen nach. Wer kann, geht. Wer nicht geht, kann oft nicht mehr. Die Angebote für Kinder sind mangelhaft. Die Christen auf dem Carolinenhof haben sich überlegt, was können wir tun? Und sie haben angefangen, Angebote für die Kinder zu machen. Zuverlässige Angebote, damit die Kinder nicht herumhängen müssen. Sie haben die Kinder aus den Dörfern mit einem Bulli abgeholt. Mit den Kindern haben sie ein Musical eingeübt. Und dann haben Sie die Eltern eingeladen: Guckt Euch das mal an. Und die Eltern, fast alle konfessionslos, sind gekommen. Inzwischen feiern Sie regelmäßig ein Hoffest. Da wird auch das Evangelium weitergesagt. Aber der Ansatz war die Liebe zu den Menschen in dieser verarmenden Region. Wachsen in der Liebe.

Auch innen ist Liebe erkennbar. Wir glauben, dass das stimmig sein muss, unsere Botschaft, und der Stil unserer Gemeinde. Wir sind kein Dienstleistungsunternehmen, sondern die Gemeinschaft der kleinen Schwestern und Brüder Jesu. Seine Liebe soll unser Miteinander prägen und unser Zeugnis. Das müssen wir durchbuchstabieren. Wie ist es, wenn seine Liebe unseren Umgang miteinander bestimmt: unsere Wahrhaftigkeit voreinander, unser Reden über andere? Wie ist das, wenn seine Liebe uns bestimmt in der Weise, wie wir aufeinander achten: einander loben, die Müden ermutigen, Siege miteinander feiern und Niederlagen beweinen, die Überforderten entlasten, den Kranken einen Kuchen bringen, treu füreinander beten, uns beim Babysitten helfen, den Pastor nach der Niederlage von Werder gegen Bayern trösten. Wachsende Gemeinden loben Mitarbeiter für das Gelungene. Wachsende Gemeinden merken, wenn jemand plötzlich nicht mehr kommt. Wachsenden Gemeinden ist es nicht egal, ob einer auf Abwege gerät. Sie trauen sich, rechtzeitig nachzufragen. Und wissen Sie: Nicht eine Firma lockt Menschen nicht, nicht eine Behörde macht Lust dazuzugehören. Wer wollte schon freiwillig Mitglied beim Finanzamt werden? Aber eine Gemeinschaft, die Luft zum Atmen lässt und etwas von der Großzügigkeit und dem Erbarmen Jesu widerspiegelt, die macht Lust dazu zu gehören.

### ***Der fünfte Schritt: Gute Angebote nutzen, um andere auf der geistlichen Reise zu begleiten***

Ich kann das nun ganz kurz machen. Auch hier werden wir nämlich der Vielfalt Raum geben, wir werden Sprachen der Liebe lernen, wir werden Auskunft geben können über das, was unser Leben im Innersten zusammenhält, wir werden liebevoll miteinander und unseren Gästen umgehen. Welche evangelistischen Arbeitsformen wir dann nutzen, ist echt zweitrangig. Dann blühe die Vielfalt: Da wird der eine ProChrist nutzen und der andere Gottesdienste für Kirchenferne anbieten. Da wird es Alpha-Kurse geben und Thomas-Messen und was uns noch alles einfällt. Da werden Leute zu Jesus finden in unseren normalen Gottesdiensten und wir werden uns verwundert die Augen reiben. Da blühe wirklich Vielfalt. Ich glaube allerdings, dass angesichts des kaum noch vorhandenen Wissens über den Glauben Grundkurse des Glaubens besonders wichtig sind. Eine letzte Auskunft aus der anglikanischen Kirche, aus dem Emmaus-Projekt: Menschen wissen fast nichts über den Glauben, oft gilt das auch für Kirchenmitglieder, ja auch für ganz kirchennahe, treue Gottesdienstbesucher. Und sie brauchen Zeit, oft viel Zeit, um zum Glauben zu finden. Das Entscheidende auf ihrer Reise zum Glauben ist Begleitung und ist ein sicherer Ort, den Geschichten von Jesus zu begegnen, sie anzuschauen und zu befragen, vielleicht mal so zu tun, als ob ich das alles schon glauben könnte. Glaubenskurse wie Emmaus oder Alpha bieten dazu hervorragende Möglichkeiten. Bei Emmaus gibt es fast keine Referate, da wird das meiste miteinander entdeckt, im Gespräch, im Betrachten von Bildern und Filmen, in kurzen Impulsen, in Gottesdiensten. Aber immer gibt es bei einem guten Glaubenskurs eine oder mehrere Gelegenheiten, nun wirklich an einem Punkt meiner Reise ernst zu machen und zum großen Volk Gottes in der Stadt hinzu zu stoßen. Wir haben auch das bei GreifBar erlebt: Etliche sind am Ende eines Glaubenskurses im Abschlussgottesdienst gekommen und haben ein Gebet des Zutrauens zu Jesus mitgesprochen und sich segnen zu lassen. Manche haben erzählt, von wie weit her sie kommen, wie undenkbar das alles noch vor kurzem für sie war, was sie gewonnen hat und welche Freude nun in ihr Leben eingezogen ist. Wir sind an solchen Tagen lebendige Werbeträger für die Taschentuchindustrie, aber das stört bei uns niemanden mehr. Jesus hat sein großes Volk in der Stadt, und es ist unser Privileg und die größte Ehre, die uns widerfahren kann, dass er uns mitnimmt, wenn er dieses Volk zusammenruft. Das ist das Thema der wachsenden Gemeinde.



## Schluss

Tun Sie mir einen Gefallen und kommen Sie jetzt nicht auf die Idee, sich bei den Essensständen einfach so mit Keksen zu bedienen. Gott schaut zu, auch wenn er Sie nicht verrät. Und die Gastwirte hier in Braunschweig sollen sehr aufmerksame Leute sein.